



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Kampf zwischen Rom und den Germanen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Organisationen amtlich und öffentlich mehr als bisher abgeschlossen und bekannt gemacht würden. Hier könnte noch eine weit größere Zahl von Frauen ein geeignetes, lohnendes und nützlichcs Berufsfeld finden. Die von Männern hiergegen erhobnen Konkurrenzbedenken sind hinfällig. Denn die Männer machen in gewissen Berufszweigen, die von Natur der Frau gehören — man denke nur an die Kochkunst und Anfertigung von Frauenkleidung —, auch der Frau eine sehr starke Konkurrenz.

Wir sind am Ende. So skizzenhaft die vorstehenden Notizen auch sind, und so wenig sie die Frauenfrage erschöpfen, sind sie doch umfangreicher geworden, als sich voraussehen ließ. Wir sehen deshalb heute davon ab, die viel umstrittne Frage nach der Stellung der Frau im bürgerlichen Rechtsleben in den Kreis der Erörterung zu ziehen, so wichtige Fragen auch auf diesem Gebiete noch zu beantworten wären. Man soll der Frau nur die Berufe zuweisen, die der weiblichen Natur entsprechen. Zu diesen aber soll man ihr den Weg frei machen. Dann, aber auch nur dann, wird sie sich zu ihrem Heil und zum Segen der Menschheit — um zu der Ausdrucksweise, von der wir ausgingen, zurückzukehren — in diesen Berufen auch tanti erweisen. xr



Der Kampf zwischen Rom und den Germanen



m 14. Heft haben wir einen flüchtigen Umriß von Chamberlains Religions- und Rassenlehre gezeichnet. Er bringt, wie sich der Leser erinnert, die Glaubenslehre der christlichen Kirche als ein von der Religion Christi grundverschiedenes „Kunstprodukt des Völkerchaos“ in den schärfsten Gegensatz zum Germanentum. Dieses läßt er nun, einer ziemlich verbreiteten Anschauung entsprechend, von Rom unterjocht werden, und sein Emanzipationskampf soll den Inhalt der Weltgeschichte der christlichen Zeit bis zum Jahre 1800, also die Grundlegung des neunzehnten Jahrhunderts bilden. Nicht bloß einer verbreiteten Anschauung, sondern einer statistisch-geographischen Thatsache entspricht es, wenn er den doppelten Gegensatz Roms zum Osten und zum Norden hervorhebt. Nur können wir nicht zugeben, daß der Sieg Roms über die hellenistische Theologie des Ostens ein großes Unglück gewesen wäre. Origenes mag ein sehr viel tieferer Denker gewesen sein als die Abendländer und dabei ein echt religiöses Gemüt gehabt haben — auch Hieronymus hat seinen Gegnern, die ihn origenistischer Kezereien beschuldigten, zugerufen: Lieber mit Origenes iven, als mit euch Eseln die Wahrheit wissen! —, den Völkern, wie sie nun

einmal waren, nicht bloß dem „jämmerlichen Völkerchaos,“ sondern auch den naturfrischen und kindlichen Barbaren hätte seine tiefe Wissenschaft nichts genügt; die brauchten hausbackne Anweisungen für ein hartes Alltagsleben, und solche hat ihnen Rom durch seine Mönche geliefert. Schließlich hat ja Rom den Osten auch gar nicht besiegt; dieser hat sich unabhängig gemacht, ist aber dadurch weder in der Türkei noch in Rußland arisch-metaphysischer geworden. Dagegen hat es seine Richtigkeit mit dem Gegensatz zwischen dem romanischen Süden und dem germanischen Norden, sowie daß dieser eigentlich von Anfang an ein großer Rezer gewesen ist und zuletzt die römische Vormundschaft abgeschüttelt hat. Jedoch halten wir mit vielen protestantischen Geschichtschreibern die vorübergehende Vormundschaft weder für so überflüssig noch für so verderblich wie Chamberlain und finden, daß dieser trotz seiner ungeheuern Belesenheit eine vielfach falsche Vorstellung davon hat. So z. B. von dem Einflusse des römisch-kanonischen Rechts auf die deutschen Verhältnisse. Schon oft ist unsern modernen Germanisten entgegengehalten worden, daß vieles von dem, was sie dem römischen Recht in die Schuhe schieben, eine ganz natürliche Wirkung der modernen Wirtschaftsverfassung sei. Während aber die Juristen antivömischer Richtung den verderblichen Einfluß erst mit der sogenannten Rezeption des römischen Rechts, etwa vom Jahre 1200 ab, beginnen und dann vom sechzehnten Jahrhundert ab stärker werden lassen, sieht Chamberlain die altgermanische Freiheit schon gleich anfangs durch dieses Recht vernichtet werden. Seite 516 bis 517 schreibt er: „Montesquieu sagt uns, der Germane sei durch den Verlust seiner Freiheit später Barbar geworden: doch wer raubte sie ihm? Das Völkerchaos im Bunde mit ihm selber. Dietrich von Bern hatte den Titel und die Krone des Imperators von sich gewiesen; er war zu stolz, mehr sein zu wollen als König der Ostgoten; spätern Germanen dagegen schillerte der kaiserliche Purpur vor den Augen wie ein zaubergewaltiger Talisman, so ganz waren sie von ungermanischen Vorstellungen geblendet. Denn inzwischen waren die Jurisconsulti des poströmischen Alterrechts gekommen und hatten den germanischen Fürsten Wunderdinge über königliche Gerechtsame ins Ohr geflüstert; und die römische Kirche, die die mächtigste Verbreiterin des justinianischen Rechts war, lehrte, dieses Recht sei ein heiliges, gottgegebenes; nun trat der Papst hinzu und erklärte sich für den einzigen Herrn aller Kronen, er allein, als Vertreter Christi auf Erden, könne sie verleihen und abnehmen, und dem servus servorum sei der Kaiser als bloßer rex regum untergeordnet. Wenn aber der Papst die Kronen schenkte oder bestätigte, so war jeder König fortan König von Gottesgnaden, und wenn der Rechtsgelehrte darthat, dem Träger der Krone sei von Rechts wegen das ganze Land zu eigen, sowie unbeschränkte Allmacht über seine Unterthanen, so war die Verwandlung fertig, und an Stelle des Volks von freien Männern stand nun ein Volk von Knechten. Das nennt Montesquieu, und nicht mit Unrecht, Barbarei. Die germanischen Fürsten, die nicht allein aus Herrsch- und Habsucht, sondern auch infolge der Verwirrung aller Begriffe auf diesen Pakt eingegangen waren, hatten sich un-

bewußt den feindlichen Mächten verdungen; nunmehr waren sie Stützen der antigermanischen Bestrebungen. Wieder war ein Sieg über den germanischen Geist errungen.“ Diese Darstellung ist ein reines Phantasiegebilde. Der Fürstenabsolutismus ist erst nach der Reformation ausgebildet worden; im Mittelalter beruhte die Fürstengewalt auf einem Vertrage des Fürsten mit den Ständen. Von den beiden Vorgängen aber, die in Deutschland die Bauernfreiheit vernichtet haben, fällt der eine vor die Zeit der päpstlichen Machtherrlichkeit und der auf den Imperatorenpurpur stolzen Hohenstaufen, der andre ins sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert und in Gegenden, in denen der Papst nichts zu sagen hatte. Diese spätere Unterdrückung, die durch Knapps und seiner Schüler Darstellungen bekannt geworden ist, wurde nicht von Königen verübt, sondern von den Äblichen an der Ostseeküste, die erste dagegen war, wie schon seit hundert Jahren in den Schulen gelehrt wird, nicht sowohl eine planmäßige Unterjochung als die Wirkung der germanischen Heerbannverfassung, deren Druck sich die Bauern dadurch entzogen, daß sie sich freiwillig in Hörigkeit begaben, ein Vorgang, mit dem Rom nicht das geringste zu schaffen hatte; das Christentum aber nur insofern, als Kirchen und Klöster die Gutsherrschaften waren, in deren Schutz sich die Bauern am liebsten stellten. Römisches aber steckt so wenig darin, daß vielmehr dieses Feudalismus genannte System verwickelter Besitzrechts- und Freiheitsbeschränkungen allezeit für etwas spezifisch deutsches gehalten worden ist. Die großen Grundherrschaften stammten allerdings gewissermaßen aus Rom, aber sie waren den Deutschen weder von den alten Römern noch von den Päpsten aufgezwungen worden, sondern die deutschen Eroberer übernahmen diese Wirtschaftsform in Italien und Gallien, und nachdem die fränkischen Könige das eigentliche Germanien unterjocht hatten, führten sie sie auch hier ein. Und wie notwendig und welche Wohlthat das war, hätte Chamberlain, der in Wien lebt, am zuverlässigsten und ausführlichsten von Inama-Sternegg erfahren können. Er selbst pflichtet an einer andern Stelle der Ansicht bei, daß die Vernichtung des englischen Bauernstands vom sechzehnten Jahrhundert ab, so unsägliches Elend sie über das englische Volk gebracht habe, doch eine Wohlthat, ja eine Notwendigkeit für die ganze zivilisierte Menschheit gewesen sei, weil erst die gebildeten und kapitalkräftigen Landwirte, die an die Stelle der Bauern traten, die rationelle Landwirtschaft erzeugt hätten, die der Aufgabe, unsre heutigen Volksmassen zu ernähren, gewachsen ist. Nun, in dem Deutschland und wohl auch in dem England des frühern Mittelalters handelte es sich um noch Größeres und Schwierigeres als um die Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik, nämlich um die Rodung des Urwalds, der den bei weitem größten Teil des Landes bedeckte. Inama-Sternegg zeigt nun, daß der Einzelne dem Urwald gegenüber ziemlich ohnmächtig war — anstatt zu roden, sind die alten Germanen ausgeschwärmt, wenn ihr Acker- und Weidefleck nicht mehr zureichte —, die alte Markgenossenschaft aber ein zu lockerer Verband war, als daß sie sich an Rodungen großen Stils hätte wagen können, und daß es mit der Urbarmachung erst vom Flecke

ging, als die großen Grundherren sie angriffen mit den Scharen von Hörigen, die sie kommandierten. Dabei wollen wir weiter kein Gewicht darauf legen, daß die Gelehrten über die ursprüngliche Verfassung und namentlich die Agrarverfassung der Germanen noch lange nicht einig sind, daß Justel de Coulanges die ursprünglich freie Markgenossenschaft für ein „teutonisches Hirngespinnst“ erklärt, und daß englische und deutsche Forscher unabhängig von ihm gefunden haben, der freie Germane sei von Anfang an, in England und in Niederdeutschland wenigstens, ein über Hörige gebietender Grundherr, also ein Adlicher gewesen; die Wahrheit dürfte zwischen Justel de Coulanges und Ludwig von Maurer in der Mitte liegen.

Den Befreiungskampf beschreibt Chamberlain nun der Hauptsache nach in der hergebrachten Weise, wenn auch seine geistreichen Gedankenblitze Gestalten und Ereignisse vielfach in neuen Lichtern und Farben zeigen. Alle unabhängigen Geister empörten sich gegen Rom, und — alle diese unabhängigen Geister, auch die im Süden lebenden, waren Germanen. Das erste ist nicht ganz richtig, wie Chamberlain selbst zugesteht, indem er meint, viele Germanen hätten sich nicht allein im militärischen Kriege, sondern auch im geistigen Kampfe von den Feinden ihres Volkes gegen dieses gebrauchen lassen. Das zweite ist möglich, aber beweisen wird man wohl niemals können, daß die großen Dichter und Denker, Maler, Bildhauer, Architekten und Ingenieure Italiens sämtlich Goten-, Lombarden-, Franken- und Schwabensproßlinge gewesen sind. Als Typus des schärfsten Gegensatzes zum Germanischen schildert er, in Übereinstimmung mit der in protestantischen Kreisen verbreiteten Ansicht, den Jesuitenorden und führt dessen Wesen darauf zurück, daß Ignatius Loyola als Vaske einem Volke entsprossen sei, das nicht allein außerhalb des Germanentums, sondern auch außerhalb der arischen Völkerfamilie stehe. Wir lassen die ethnologische Klassifizierung der Vasken dahingestellt sein und sagen auch nichts gegen Chamberlains Auffassung, bemerken aber doch, daß er damit die Größe dieses Ignatius, die er ausdrücklich hervorhebt, ins Übermenschliche steigert. Christus soll, ihm nach, nicht in stande gewesen sein, der christlichen Kirche etwas von seinem Wesen mitzuteilen, Loyola dagegen soll ganz allein durch seine mit dem Massencharakter gegebene Persönlichkeit den Charakter einer zahlreichen Gesellschaft, die sich aus allen Völkern des christlichen Kulturkreises ergänzt, auf Jahrhunderte hinaus bestimmt haben. In Wechselwirkung mit dem geistigen Kampfe verläuft der politische. Daß und wie er geführt worden ist, weiß alle Welt. Nur scheint uns die gewöhnliche Ansicht, die Chamberlain teilt, daß Rom keine Nationalitäten habe dulden wollen, ein wenig oberflächlich. Die heutigen Nationen konnte Rom weder wollen noch nicht wollen; sie sind in der ersten Hälfte des Mittelalters — wir bitten Chamberlain um Entschuldigung, daß wir uns der Einfachheit wegen dieses von ihm verworfnen Ausdrucks bedienen — geworden, ohne daß es irgend jemand wußte. Erst als sie fertig waren, bemerkten sie es selbst, sah es alle Welt und natürlich auch der Papst. Daß es die Völker früher bemerkten als die Fürsten, zeigt Chamberlain sehr

hüßlich an einem Beispiel. „Als im Jahre 1232 der mächtigste aller Päpste*) den Feind des römischen Einflusses in England, den Oberrichter Hubert de Burgh, durch Vermittlung des Königs hatte gefangen nehmen lassen, fand sich im ganzen Lande kein Schmied, der ihm Handschellen hätte anschmieden wollen; trotzig antwortete der Gefelle, dem man mit der Folter drohte: Lieber jeden Tod sterben, als daß ich je Eisen anlegen sollte dem Manne, der England vor dem Fremden verteidigt hat.“ Ehe die Nationen vorhanden waren, konnten sie sich Rom gegenüber nicht selbständig machen; es gab daher nur Kämpfe von Fürsten, Städten und Korporationen mit Rom um die Grenzen der weltlichen Macht. Sobald jedoch die Nationen fertig waren, war ihre politische Selbständigkeit, die unter Umständen die kirchliche einschloß, nur eine Frage der Zeit, und ihre Emanzipation verstand sich ebenso von selbst, wie die natürlich erfolglos bleibenden Bemühungen der Päpste, diese Emanzipation zu hindern, Bemühungen, die sich nicht gegen die Nationalität, sondern gegen die Insubordination richteten, deren Träger gewechselt hatten. Es handelt sich also nicht eigentlich um einen Kampf zwischen Rom und dem Germanentum, denn die katholischen Nationen haben ihre politische Selbständigkeit Rom gegenüber nicht weniger eifersüchtig gewahrt als die später protestantisch gewordenen Germanen. Die Franzosen sind unter Philipp dem Schönen vorangegangen, Philipp II. von Spanien, der katholische Fanatiker, sah sich gezwungen, seine Regierung mit einer Kriegserklärung gegen den Papst zu beginnen, und dessen Ohnmacht ging im vorigen Jahrhundert so weit, daß er in Portugal, in Frankreich, in Osterreich, ja sogar in dem kleinen italienischen Staate Toskana nicht einmal in kirchlichen, geschweige denn in politischen Dingen etwas zu sagen hatte. Die Thatfache, daß Roms Feinde im allgemeinen weniger ausgerichtet haben als ihre Zahl, Macht und die Heftigkeit ihrer Angriffe erwarten ließ, führt Chamberlain richtig auf ihre Uneinigkeit und Inkonsequenz und die Verschiedenheit ihrer Beweggründe und Ziele zurück. So z. B. griffen die einen die religiösen Grundlagen der Kirche an, ohne sich um Politik zu kümmern, während andre die weltliche Macht des Papsttums bekämpften, ohne von seiner Glaubenslehre abzuweichen, und noch andre wollten diese Glaubenslehre reformieren, ohne sie grundsätzlich anzutasten. Die Stärke des Papsttums lag in seiner Folgerichtigkeit, die sich auch darin bewährte, daß es die höchste politische Macht in Anspruch nahm; denn da — immer nach Chamberlain — die Kirche weiter nichts war als das römische Imperium in religiöser Verkleidung, so konnte dieses Reich nicht zweiköpfig sein, und wenn ein zweites Haupt geduldet wurde, diesem nur eine delegierte Gewalt zugestanden werden.

Einen unvollständigen Sieg erfocht das Germanentum endlich in der Reformation, deren Bedeutung auf dem politischen Gebiet liegt und das religiöse nur insofern berührt, als die politische Befreiung den Germanen zugleich

*) Der eigensinnige und nicht sehr erfolgreiche Foltergreis Gregor IX. gilt nicht als der mächtigste aller Päpste; soll aber Innocenz III. gemeint sein, so ist dieser 1216 gestorben.

ihre Freiheit verbürgte, sich eine ihnen angemessene Religion zu schaffen. Luthers Kirchengründung schätzt Chamberlain sehr gering ein, ohne die tiefe, echt germanische Religiosität Luthers zu verkennen, die freilich in den kirchlichen Fesseln verkrüppelt sei. Mit der Entscheidung für oder gegen die Reformation sei die Zukunft der Völker entschieden gewesen, und die französische Revolution sei nicht etwa als eine zweite Entscheidung anzusehen, sondern nur als der blutige Abschluß einer Tragödie: der Ausrottung des germanischen Elements in Frankreich. „Lediglich dadurch, daß die Reformation in Frankreich nicht zum Durchbruch hatte kommen können, wurde die Revolution unumgänglich. Frankreich war noch zu reich an unverfälscht germanischem Blute, als daß es wie Spanien schweigend hätte verrotten können, zu arm daran, daß es sich aus der verhängnisvollen Umarmung der theokratischen Weltmacht vollends hätte losringen können“; wozu außer manchem andern zu bemerken wäre, daß in der Zeit der Jesuitenaustreibung, die der Revolution vorherging, Rom kaum noch als eine Macht bezeichnet werden konnte.

Wenn Chamberlain die Entscheidung für oder gegen die Reformation zugleich über das Völkerschicksal entscheiden läßt, so meint er damit natürlich nicht, daß dem neuen Kirchenwesen eine rettende und machterleihende Kraft inne gewohnt hätte, sondern daß in dieser Entscheidung offenbar geworden sei, welche Völker Lebenskraft hatten und welche nicht, oder, was bei ihm dasselbe ist, welche Völker die gehörige Menge germanischen Bluts, und welche zuviel Chaosstoff enthielten. Die Schwäche und der Niedergang rührt nach ihm ganz allein vom Schwinden, von der Verdünnung oder Ausrottung des germanischen Bluts her; eine heute sehr beliebte Erklärungsweise, der auch Bismarck gelegentlich beigeplichtet hat. Alle historischen Erscheinungen aus einer einzigen Ursache ableiten, das ist wissenschaftlich bedenklich, aber es verleiht der Darstellung Geschlossenheit, Durchsichtigkeit und Kraft, und daß das größere oder geringere Quantum germanischen Bluts, das jedes der modernen Völker enthält, für sein Schicksal von der größten Bedeutung ist, daran kann ja niemand zweifeln. Chamberlain hat sich, nebenbei bemerkt, auch die Bismarckische Ansicht angeeignet, daß das unverfälschte Germanenblut für die Staatenbildung ungeeignet mache und daher eines Zusatzes von Slavenblut bedurft habe; er sieht aber nicht etwa brünette Färbung für einen Beweis der Mischung an, glaubt vielmehr, daß reine Germanen durch den Einfluß von Klima und Boden brünett werden können, daß die Slaven ursprünglich blond gewesen und überhaupt jüngere Brüder der Germanen, aber zu ihrem Unglück durch Beimischung tatarischen und sonst fremden Bluts verschlechtert worden seien. Wir lassen also die Blutschwundtheorie gelten, legen aber gegen den Versuch, ihre ausschließliche Geltung zum Dogma zu erheben, Bewahrung ein, weil sich diese Ausschließlichkeit nicht beweisen läßt, und weil ihr allerlei positive Bedenken entgegenstehn, wie sich schon bei einem ganz flüchtigen Überblick über die Völker zeigt. Daß die Hugenotten und die Jansenisten sämtlich Germanen gewesen seien, wird sich ebenso wenig feststellen lassen wie die Abkunft ihrer Bedränger

aus dem Völkerchaos. Die Schädigung, die der bigotte Fanatismus Frankreich durch die Vertreibung der Hugenotten zugefügt hat, kann niemand leugnen, aber es darf doch auch nicht unbeachtet bleiben, daß erst nachher, in den Revolutionskriegen, die größte Kraftentfaltung eingetreten ist, die die Geschichte des Volks aufzuweisen hat. Freilich war die militärischer Art. Die ökonomischen Anlagen der Franzosen hat Friedrich List für gering erklärt, und er hat die Vermutung ausgesprochen, sie begehrten instinktiv die Rheingrenze, um sich durch Einverleibung von einigen Millionen Germanen die Bedingungen dauerhafter nationaler Größe zu sichern. Über Spanien urteilt Victor Amadeus Huber, der Land und Leute genau kannte, daß der Kern des Volkes, worin doch wohl das Gotenblut am reichlichsten vertreten sein wird, sozusagen von Natur streng katholisch sei, und seine großen Dichter, Maler und Konquistadoren bezeugen das ja auch. Die Inquisition, die in Spanien bekanntlich Landesprodukt und nicht aus Rom importiert war, sei dem Volksgeist entsprossen und ganz populär, ihre Thätigkeit aber eine heroische Kur gewesen, der sich das Volk freiwillig unterworfen habe, um sich vor der ihm drohenden Verderbnis durch Juden-, Mauren- und Negerblut und die in diesem Blut steckenden Laster zu erretten. Die Inquisition sei zunächst nur „ein Kauterium gegen dieses entsetzliche Geschwür“ gewesen. Mit dem Mißbrauch, meint er, „zumal bei der weitem und spätern Anwendung auf alle Fälle ähnlicher und auf manche ganz andrer Art, haben wir es hier nicht zu thun; ob aber dieses Rettungsmittel in äußerster Not ein zu kräftiges Mittel war, und um wie viel Grad es die richtige Mitte überschritt, das mögen die entscheiden, die selbst thatenlos und ohne großes Mitleid bei der Not des Vaterlands, das allein gültige Maß für alle Not und alle Thaten der Rettung auf der Spitze ihrer Zunge oder Feder zu tragen vermeinen.“ Und in einer Anmerkung fügt er hinzu: „Sedenfalls aber dürfte der protestantischen Polemik gegen die Inquisition, wie weit sie auch sonst berechtigt sein mag, größere Vorsicht in der Beurteilung der religiösen Physiognomie ihrer Opfer zu empfehlen sein. Es waren darunter nur sehr wenige, die die evangelische Kirche als die ihrigen in Anspruch zu nehmen Ursache haben dürfte.“

Sedenfalls wird man für die Schattenseiten des spanischen Nationalcharakters die Jahrhunderte währende maurische Okkupation als Entschuldigung gelten lassen müssen, und wenn man diese selbst wiederum mit Chamberlain durch die bei den Westgoten aus Rom eingeschleppte Kirchenpest verschuldet sein läßt, so liegt das Verderben so weit zurück, daß im sechzehnten Jahrhundert von einer Entscheidung keine Rede mehr sein konnte; gerade in diesem Jahrhundert übrigens entwickelte Spanien aus seinem undundfamen katholischen Geiste heraus seine höchste Kraft und schwang sich zur Weltmacht empor. Bekanntlich sind die Spanier die eigentlich katholische und streng genommen die einzige katholische Nation, bei der Nationalität und Katholizismus zur untrennbaren Einheit verschmolzen erscheinen, sodaß man kaum genötigt ist, das Wesen des Jesuitenordens aus der unarischen Rasse

des Stiffters zu erklären. Man braucht nach alledem auch keinen Schwund des Germanenbluts in Spanien anzunehmen; vielmehr dürfte die Sache so liegen, daß das Germanenblut dort die glutvolle iberisch-afrikanische Färbung angenommen hat, daß aber gerade von ihm die Kraft, Sinnigkeit und Beständigkeit stammt, die wir im Glaubensleben der Spanier wie in ihrer Malerei bewundern. Wie grundverschieden ist davon der heitere, bloß ästhetische Katholizismus der Italiener, an deren nicht selten bis auf den Stuhl Petri reichenden Leichtfertigkeit und Niederlichkeit die Spanier so oft Anstoß genommen haben! Und auch hier wird es nun schwer sein zu beweisen, daß sich das germanische Element gerade um die Zeit verloren habe, wo der Niedergang beginnt, der geistige Niedergang, versteht sich, denn politisch sind sie ja zu allen Zeiten ohnmächtig gewesen. Chamberlain scheint anzunehmen, daß die Blüte Italiens so lange gewährt habe, als die Longobarden noch geschieden von den Chaotmenschen nach ihrem eignen Rechte lebten. Nun haben ja in der Lombardei zweifellos Longobarden an der Spitze der Stadtverwaltungen gestanden, aber ist das auch in dem mächtigen Venedig der Fall gewesen, das bekanntlich zu der Zeit des Hunneneinfalls von italischen Flüchtlingen gegründet worden ist? Was hätten die Longobarden, die gleich allen Germanen Grundbesitzer zu werden strebten und wurden, in den Lagunen zu suchen gehabt? Und die Städte Tusciens, des geistigen Herzens der Halbinsel, waren zweifellos von gewerbsleißigen Italikern bewohnt, die sich im Kampfe mit den germanischen Feudalherren als die Stärkern erwiesen. Haben diese Italiker nun wahrscheinlich durch die Aufnahme der besiegten „Magnaten“ in ihre Städte eine Blutaufrischung und Blutverbesserung erfahren, war also diese Mischung notwendig, um die Blütenpracht des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu erzeugen, so ist doch wahrlich nicht zu verstehn, wie der Verlust an ungemischtem Germanenblute einen Niedergang verursacht haben soll; noch unverständlicher wird die Sache, wenn man mit Chamberlain an das Blutvergießen in den städtischen Parteikämpfen denkt, denn die waren ja vorüber, als Italien seine höchste Blüte entfaltete. Seite 697 schreibt Chamberlain: „Ein einziger Gang durch die Galerie der Porträtbüsten im Berliner Museum wird davon überzeugen, daß der Typus der großen Italiener in der That heute völlig ausgelilgt ist. Hin und wieder blizt die Erinnerung daran auf, wenn wir einen Trupp der prächtigen, gigantischen Tagelöhner durchmustern, die unsere Straßen und Eisenbahnen bauen: die physische Kraft, die edle Stirn, die kühne Nase, das glutvolle Auge; doch es sind nur arme Überlebende aus dem Schiffbruch des italienischen Germanentums! Physisch ist dieses Verschwinden durch die angegebenen Gründe hinreichend erklärt [der wahrscheinlichste Grund ist, daß die Zahl der eingewanderten Germanen kleiner war als die der Italiker, daß also diese den Mischtypus mehr bestimmen mußten als jene], dazu kommt aber als ein sehr wichtiges die moralische Zertretung bestimmter Geistesrichtungen und mit ihr der Rassenseele, so zu sagen; der Edle wurde zum Erdarbeiter herabgedrückt, der Unedle wurde Herr und schaltete nach seinem Sinn.“ Wenn

es wahr sein sollte, was sich freilich nicht leicht wird beweisen lassen, daß es vorzugsweise Nachkommen longobardischer und anderer deutscher Grundbesitzer seien, die im Auslande als Tagelöhner ihr Brot suchen müssen, während die conti, marchesi und principi Sprößlinge der Chaosgeborenen Krämer wären, so würde das der Ansicht, wonach die Herrschaft allemal den Menschen der bessern Rasse zufällt, sehr abträglich sein. Vorläufig beanstanden wir nur die Bezeichnung „germanisch“ für schöne Italienerköpfe, wie für die großen italienischen Dichter und Maler; italienisch ist eben italienisch und nicht germanisch, wenn auch, was kein Mensch leugnet, das Italienische eben eine Mischung aus Altitalischem und Germanischem ist. Und ist denn überhaupt der Niedergang eine unzweifelhafte Thatsache? In moralischer und politischer Beziehung hat das italienische Leben niemals schöner ausgesehen, als es heute aussieht, und ob es mit der italienischen Kunst und Wissenschaft für immer vorbei sei, das muß doch erst abgewartet werden. An die Griechen, die nicht in diesen Zusammenhang gehören, und die Chamberlain auch gar nicht erwähnt, erinnern wir aus dem Grunde, weil nicht wenig Reisende unsrer Tage versichern, sie fänden die Charakterzüge der alten Hellenen an diesem angeblich slavischen Volke. Es könnte wohl sein, daß das Chaos nicht so arg gewesen wäre, wie es uns Chamberlain malt, und daß sich außerhalb der allerdings von einem chaotischen Pöbel bevölkerten Großstädte in Griechenland wie in Stalien viel rassenreines Volk durch die Kaiserzeit und durch die Völkerwanderung erhalten hätte; aus der Mischung rassenreiner Italiker mit rassenreinen Germanen würden sich dann die schönen Gesichter und die hohen Geistesanlagen der Italiener erklären, während ihre moralischen Mängel vielleicht ihrer durch historische und geographische Verhältnisse verschuldeten politischen Ohnmacht auf Rechnung gesetzt werden könnten.

Sehen wir nun auf die andre Gruppe, so bleiben wir zunächst allerdings dabei, daß die Germanen die meisten und die besten Zukunftsaussichten haben, dürfen uns aber weder eine ganz rosige, noch eine unbedingt gewisse Zukunft vortäuschen. Die Scandinavier sind wahrscheinlich die rassenreinsten, besten und tüchtigsten Germanen, können aber ihrer geringen Zahl wegen keine Führerrolle übernehmen. Die Yankee's erfreuen sich geographisch der günstigsten Lage, die man sich denken kann, aber ihr Nationalcharakter weist so unerfreuliche Eigentümlichkeiten auf, daß man von ihrer Drittelweltherrschaft nicht viel Gutes erwarten darf. Die Engländer sind, wenn man nur ihre höhern Stände berücksichtigt, körperlich ein herrliches Volk von echt germanischem Typus; aber der Burenkrieg enthüllt, nicht bloß durch die militärischen Niederlagen, sondern auch durch die Politik, die zu ihm geführt hat, und durch das ganze Benehmen der Engländer darin, einen hohen Grad sittlicher Verdorbenheit und eröffnet die Aussicht auf den Zerfall der englischen Weltherrschaft. Wer heute von London nach Rom reist, schreibt Chamberlain Seite 693, „tritt aus Nebel in Sonnenschein, doch zugleich aus raffiniertester Zivilisation und hoher Kultur in halbe Barbarei — in Schmutz, Noheit, Ignoranz, Lüge, Armut.“

Sa, giebt es denn in London weder Schmutz, noch Noth, noch Ignoranz, noch Lüge, noch Armut?*) In unserm Vaterlande endlich hat es nach der Reformation Zeiten gegeben, wo von dem Hauptmerkmal des Germanentums, der Freiheit — man mag das Wort nehmen, in welchem Sinne man will — blutwenig zu sehen war, und heute, wo eine ungeheure Expansionskraft und Lust zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, erzeugt das wie? und wo? nicht wenig bange Sorgen. Geographisch ist die Herrschaft der Deutschen auf einen engeren Raum zusammengedrängt als je seit tausend Jahren. Zum Trost können wir uns zwar mit Chamberlain sagen, daß nur in enger äußerer Umgrenzung die Geisteskraft ins Grenzenlose wächst, und daß die Römer, indem sie sich über ihre Stadtmauern ausdehnten und den Erdkreis unterjochten, sich selbst verloren haben, worüber unser Autor sehr schöne Betrachtungen anstellt; aber man darf auch nicht vergessen, daß die Römer keine Wahl hatten, und daß sie, wenn sie sich behaupten wollten, Weltbeherrscher werden mußten. Also, um unser Urtheil zusammen zu fassen: germanisch und ungermanisch ist ein sehr bequemes Schema, und ein Schema, das gewiß nicht eines bedeutenden Wahrheitsgehalts entbehrt, aber die ganze Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen läßt sich doch nicht darin unterbringen, und sehr vieles an ihnen bleibt theils unerklärt, theils unerklärlich.

Die Leser sind ja wohl verständig genug, ein Werk nicht nach einer solchen Kritik der Grundanschauungen des Verfassers zu beurteilen. Nicht in diesen Grundanschauungen liegt der Wert von Chamberlains Buche, sondern in dem Reichthum an originellen Auffassungen und Verbindungen historischer Thatsachen und in der Gemüthsfülle, mit denen er seine Dogmen entwickelt, und in der Kraft und Schönheit seiner Darstellung. Um wenigstens von der letzten einen Begriff zu geben, legen wir die Seite 645 als Probe vor: „Findet nicht bald unter uns eine mächtige, gestaltungskräftige Wiedergeburt idealer Gesinnung statt, und zwar eine spezifisch religiöse Wiedergeburt, gelingt es uns nicht bald, die fremden Fesseln, die an unserm Christentum wie Papiere obligatorischer Heuchelei und Unwahrscheinlichkeit noch hängen, herunterzureißen, haben wir nicht mehr die schöpferische Kraft, um aus den Worten und dem Anblick des gekreuzigten Menschensohns eine vollkommne, vollkommen lebendige, der Wahrheit unsers Wesens und unsrer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustand unsrer Kultur entsprechende Religion zu schaffen, eine Religion, so unmittelbar überzeugend, so hinreißend schön, so gegenwärtig, so plastisch beweglich, so ewig wahr und doch so neu, daß wir uns ihr hingeben müssen wie das Weib ihrem Geliebten, fraglos, sicher, begeistert, eine Religion, so genau unserm germanischen Leben angepaßt — diesem hochbeanlagten, doch besonders zarten und leicht verfallenden Wesen —, daß sie die Fähigkeit hat, uns im Innersten zu erfassen und zu veredeln und zu kräftigen: gelingt das nicht, so wird aus

*) In dem Augenblick, wo ich das geschrieben habe, lese ich das vernichtende Urtheil, das Mommsen in seinem Briefe an Sidney Whitman über die heutigen Engländer fällt.

den Schatten der Zukunft ein zweiter Innocenz III. hervortreten und eine vierte Lateransynode, und noch einmal werden die Flammen des Inquisitionsgerichts prasselnd gen Himmel züngeln, denn die Welt — und auch die Germanen — wird sich noch immer lieber syro-ägyptischen Mysterien in die Arme werfen, als sich an den faden Salbadereien ethischer Gesellschaften erbauen. Und die Welt wird recht daran thun. Andererseits ist ein abstrakter, kasuistisch-dogmatischer, mit römischem Aberglauben infizierter Protestantismus, wie ihn uns die Reformation in verschiedenen Abarten übermacht hat, keine lebendige Kraft. Er birgt eine Kraft, gewiß! eine große: die germanische Seele; doch bedeutet dieses Kaleidoskop vielfältiger und innerlich inkonsequenter Intoleranzen ein Hemmnis für diese Seele, nicht eine Förd rung; daher die tiefe Indifferenz der Mehrheit seiner Befenner und ein bejammernswertes Brachliegen der größten Herzensgewalt: der religiösen. Rom mag dagegen als dogmatische Religion schwach sein [?], seine Dogmatik ist wenigstens konsequent; außerdem ist gerade diese Kirche — sobald ihr nur gewisse Zugeständnisse gemacht werden — eigentümlich tolerant und weitherzig, sie ist allumfassend wie sonst einzig der Buddhismus und versteht es, allen Charakteren, allen Geistes- und Herzensanlagen eine Heimat, eine civitas Dei zu bereiten, worin der Skeptiker, der (gleich manchem Papste) kaum Christ zu nennen ist, Hand in Hand geht mit dem in heidnischen Superstitionen befangnen Durchschnittsgeist und mit dem innigsten Schwärmer, z. B. einem Bernard von Clairvaux, dessen Seele sich berauscht in der Fülle des Hauses Gottes und neuen Wein mit Christo im Reiche seines Vaters trinkt.“ Diese Worte drücken die Überzeugung und die Empfindungen von vielen tausend wackern Protestanten aus, trotzdem können wir auch sie nicht ohne einige kritische Bemerkungen wiedergeben. Was eine ideale Wiedergeburt hindert, das sind nicht alte jüdisch-römische Glaubenssagen, sondern ganz moderne Dividenden. Für das Bedürfnis des Einzelnen ist auch gar keine neue Religion nötig; zu allen Zeiten hat jeder so viel ideale Religion gehabt, als er zu haben fähig war, und keine Kirche hat ihn daran gehindert. Die Konflikte entstanden teils aus der Kritik des äußern Kirchenwesens, teils aus der Propaganda für die eigne Auffassung der Religion. Diese eigne Auffassung mit dem große Menschenmengen umfassenden äußern Kirchenwesen in Übereinstimmung zu bringen ist zu allen Zeiten schwierig gewesen, heute schwieriger als je, weil es mehr selbständige Denker oder wenigstens Grübler giebt. Aber von einer religiösen Wiedergeburt des Volkes kann die Hebung oder die Milderung des Übelstandes nicht erwartet werden — die Weltgeschichte kennt keinen Fall einer solchen Wiedergeburt —, sondern nur von einem religiösen Genie und einer für dessen Wirken günstigen Konstellation, zwei Dingen, die wir nicht machen können, sondern in Ruhe von Gott erwarten müssen. Daß zu lange Verzögerung eines solchen Heils die Protestanten ins Papsttum zurückwerfen werde, ist bei der Schwäche des religiösen Bedürfnisses unsers heutigen Geschlechts sehr unwahrscheinlich; da sich vielmehr, wie auch Chamberlain hervorhebt, das Zahlenverhältnis der Konfessionen mit reißender

Schnelligkeit zu Ungunsten des Katholizismus verschiebt, so steht eher zu befürchten, es werde nach fünfzig Jahren dieser Quell versiegt sein, aus dem der Protestantismus bisher teils durch Entlehnungen, teils durch Polemik dagegen noch einige Lebenskraft geschöpft hat. Kann eine bessere Gestaltung des protestantischen Kirchenwesens, dessen Zustand allerdings für religiöse Gemüter ein Argernis und eine Pein ist, weder auf einem Konzil noch durch obrigkeitliche Anordnung gemacht werden, so können sie doch verständige Männer vorbereiten. Aber wenn dieses, wie es scheint, die Hauptabsicht des Werkes von Chamberlain ist, so hat es seinen Zweck vollständig verfehlt. In Kant sieht er den Apostel der neuen Religion, und mit staunenswerthem Scharfsinn und tiefdringendem Blick deckt er den Prozeß auf, worin die kantische Philosophie aus der Arbeit der Naturforscher und Philosophen der letzten sechshundert Jahre hervorgewachsen ist. Wenn er nun die Leistung Kants bloß darin fände, daß uns dieser auf den Gott in unserm Busen verwiesen habe, so würden wir nur wiederholen, daß dieser Hinweis zwar nützlich und verdienstlich, aber nichts neues und für eine Neugestaltung der Volksreligion bedeutungslos sei. Aber er geht weiter; er schreibt Seite 931: „Was soll mir eine historische Religion, wenn die Zeit lediglich eine Anschauungsform meines sinnlichen Mechanismus ist? Was soll mir ein Schöpfer als Welterklärung, als erste Ursache, wenn die Wissenschaft [d. h. Kant] mir gezeigt hat: das Wort Kausalität hat gar keine Bedeutung und kein Merkmal seines Gebrauchs als nur in der Sinnenwelt?“ Und er rechnet es Kant zum höchsten Verdienst an, daß er diesen jüdischen Götzen, den Welterschöpfer und Regierer, mausetot geschlagen habe. Das heißt also, wir sollen das Stückchen von Gott, das ein Mensch mit seiner innern Erfahrung ergreift, für den ganzen Gott ansehen, den Gott aber, der recht eigentlich der Gott der von Chamberlain verherrlichten Puritaner, der zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung aller Bedrängten und Mühebeladenen gewesen ist, den sollen wir als Götzen verabscheuen. Friedrich der Große ist kein schlechter Mann und keine Mittelmäßigkeit und nach Chamberlain trotz seiner Deutschenverachtung sogar ein echter Germane gewesen, aber die Zumutung, sich selber für Gott zu halten, würde er mit Hohngelächter aufgenommen haben. Dagegen hat der große Skeptiker und Spötter für unsern altmodischen Juden- und Christengott jederzeit volles Verständnis bewiesen; als ihm in seinen letzten schweren Tagen der fromme Kammerdiener aus der Bibel das Psalmenwort vorlas: Ich aber bin elend und arm, eile zu mir, Gott, mein Helfer und Erretter, und verweile nicht — da sagte er: Lese Er mir das noch einmal, ich fühle mich sehr elend. Wie thöricht, in indischer Studierstubenweisheit den Keim einer Religion für thatkräftig mit den Nöten des Lebens ringende Germanen zu sehen! Noch dazu verwirft Chamberlain den Atheismus und Pantheismus. Da wird es ihm wohl noch schlimmer ergehn als Kant. Unter zehntausend Lesern, meint er, verstehe den höchstens einer, wobei noch zu bedenken ist, daß auf tausend Deutsche höchstens ein Kantleser kommt; auf zehn Männer, die Kant verstehen, dürfte aber

höchstens einer kommen, der Chamberlains Religion versteht; und die soll Volksreligion werden! — In einem dritten Aufsatze wollen wir aus dem Werke einen Gedankenkomplex hervorheben, worin wir mit dem geistreichen Manne fast vollständig übereinstimmen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die technische Hochschule und die Universität. Zu dem gegenwärtig lebhaft diskutierten Thema: Humanistische Bildung und Realbildung hat neulich Herr Professor Slaby von der technischen Hochschule zu Berlin im Herrenhause das Wort ergriffen. Daß die Herren von der technischen Hochschule, nachdem ihnen die Macht gegeben ist, Doktoren zu schaffen, mit einigem Selbstgefühl auftreten würden, konnte man vermuten. Professor Slaby übertrifft aber unsre Erwartungen. Er möchte, scheint es, das Studium der Humaniora zum Fachstudium eines engeren Kreises solcher Leute herabsetzen, die berufsmäßig auf Sprachen angewiesen sind, und möchte das technische Fach zum allgemeinen Bildungsstudium erheben. Er verlangt, daß die Realschule in den Vordergrund trete und empfiehlt, daß die Landwirte statt Jura Technik studieren — die technische Hochschule werde sie mit Freuden aufnehmen —, desgleichen, daß die Juristen des Verwaltungsfachs eine technische Ausbildung erhalten möchten. Das ist ein extremer Standpunkt von erfreulicher Deutlichkeit, der uns zeigt, daß man ein großer Maschinengelehrter sein kann, ohne doch über die Dinge des praktischen Lebens besser unterrichtet zu sein als ein Büchergelehrter, dem man seine humanistische Einseitigkeit zum Vorwurfe macht.

Studiert man denn zur Einführung in die Landwirtschaft Jura? Es hat eine Zeit gegeben, wo reiche Kaufmannsöhne in Hamburg den juristischen Doktor machten; aber dieses Studium und diese Würde hatten nur eine ornamentale Bedeutung. Niemand dachte daran, daß das juristische Studium die kaufmännische Bildung ersetze oder in sie einführe. Und ebenso haben sich reiche Grundbesitzer, die gar nicht einmal die Absicht hatten, ihre Güter selbst zu bewirtschaften, und denen es weniger darauf ankam, sich auf ihren Beruf vorzubereiten, als die Studienjahre möglichst angenehm und feudal zu verbringen, bei der juristischen Fakultät einschreiben lassen. Daß aber Jura ein Vorbereitungsstudium zur Landwirtschaft sein könne, ist wohl noch niemand eingefallen. Professor Slaby übersieht, daß es landwirtschaftliche Fachschulen von der Winterschule bis zur Akademie in Menge giebt, und daß die Vorbereitung in der technischen Hochschule dem Landwirte wenig mehr hilft als die Juristerei. Der Landwirt baut seine Maschinen nicht selbst, er repariert sie nicht einmal selber. Was hilft es ihm, wenn er die Krümmungsfläche seiner Pflugschar zu berechnen versteht? Nicht einmal Physik und Chemie, wie sie die technischen Hochschulen lehren, kann er brauchen, sondern nur bestimmte, aber sehr ins einzelne gehende Ausschnitte dieser Wissenschaften. Wo aber bleiben Tier- und Pflanzenkunde und alle die Unterrichtszweige, die zur praktischen Landwirtschaft gehören? Es würde auf eine Verschwendung von Zeit und Kraft hinauslaufen, ganze Wissenschaften zu studieren, von denen man schließlich nur kleine Teile brauchen kann. Oder sollte die Meinung dahin gehn, daß dieses Plus an Wissenschaften dem allgemeinen Bildungszweck dienen solle, daß also künftig statt Homer Kon-